

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXI. Jahrgang.

Zürich, 15. Februar 1928.

Seite 10.

Enttäuschte Schöne.

Meines Gottes Morgengabe hieß Schönheit.
Sie warb mir Freunde,
Freunde die Fülle.
Sie warb mir die Gunst der Bornehmen
Und Hochgestellten dieser Welt.
Sie schuf mir lustvolle Tage
Und heitere Nächte.
Sie bereitete mir frohe Feste
Und scheuchte die Langeweile von meinem Lager.

Doch — fand ich jenen, den ich suchte?
Den meine Wohlgestalt erhob
Und höherm Dienste weihte?
Kam meine Schönheit mir zurück in ihm?
O Trauer, ich verstumme!
Daß aller Glanz verweht
Und nicht die Welt verwandelte...
O Trauer!

Rudolf Sägni.

Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Fortsetzung.)

24. Kapitel.

Es war das erstemal, daß Miß Dobbs an die Winnipegser Gesellschaft Einladungen in größerer Anzahl hatte ergehen lassen. Und zwar lautete diese Einladung auf „Grundsteinlegung in der 1ten Gemarkung zum Bau eines Mühlenwerkes mit nächfolgendem Gartenfest auf eben diesem Grundstück.“

„Miß Gut will einmal wieder ihre reichen Toiletten zur Schau tragen,“ spotteten die einen.

„Es soll ein noch nie dagewesenes Fest werden, wie man hört,“ meinte ein anderer.

„Das glaube ich ohne weiteres,“ lächelte ein alter, guter Bekannter der Miß Dobbs, „und deshalb werden Sie gut tun, sich vorher zu Hause satt zu essen oder Ihre beiden Rocktaschen mit dem nötigen Mundvorrat für dieses Fest zu versehen.“

Und obwohl ganz Winnipeg spottete, gingen doch alle hin, gespannt, wie die geizige Frau auf diesem kahlen Stück Prärieland ein Gartenfest zustande bringen wollte. Auch über den Bau einer Mühle zerbrach man sich allenthalben den Kopf, denn es schwirrten die abenteuerlichsten Gerüchte darüber durch die Stadt von einem Riesenbau, mit allen Errungenschaften der Technik versehen; es sollten schon allerhand auswärtige Architekten, Ingenieure und sonstige Fachleute in Winnipeg angekommen sein, um den Bau zu leiten — Hunderte von Arbeitern seien dazu nötig, um das Riesenwerk in kürzester Frist fertigzustellen. Und Miß Dobbs habe außer der Beteiligung von einem großen Teile ihres eigenen Vermögens noch andere, mächtige Geldgeber hinter sich, eine ausländische Dame stecke mit einer Riesensumme dahinter — kurzum, alle Vermutungen wuchsen stets sofort ins

Riesenhafte, und wenn man allen Gerüchten hätte glauben sollen, so wäre da eine Mühle entstanden, die die halbe Welt mit Mehl hätte versorgen können. Etwas Bestimmtes mußte aber niemand darüber, und die meisten waren der Meinung, daß Miß Dobbs einmal wieder ihren Schabernack mit den Winnipegern treiben wolle und daß an der ganzen Sache wohl überhaupt nichts sei. So ging man denn mit recht niedrig geschraubten Erwartungen zu dem Gartenfest. Wie staunten aber die guten Winnipeger, als sie ihren Wagen entstiegen und statt des erwarteten Ödlandes einen, wie es schien, über Nacht hervorgezauberten Garten mit lustigen Zelten, Terrassen und inmitten des Ganzen eine reizende Musiklaube erblickten, woraus ihnen eine allerdings greuliche Indianermusik entgegen scholl.

Gegenüber dieser Laube stand in einem offenen, blumentumrahmten Zelt Miß Dobbs und begrüßte ihre Gäste. Sie trug ein lang schleppeendes, grünes Seidenkleid, das, offenbar gefärbt, verschiedene Farbtöne aufwies und wohl allem Anschein nach einer längst vergangenen Mode angehörte. Das aber tat der guten Laune der alten Dame keinen Abbruch. Sie strahlte über das ganze Gesicht und hatte für jeden Ankommenden eine Liebesswürdigkeit in Bereitschaft, die von manchen aber etwas mißtrauisch entgegengenommen wurde, da ihre Spottfucht zur Genüge bekannt war. Neben ihr stand ein junges Mädchen, dessen weiche, braune Augen aus dem schmalen Gesicht den vielen fremden Menschen etwas ängstlich entgegenblickten. Doch Miß Dobbs machte sie sogleich einem größeren Kreise mit den Worten bekannt: „Miß Berthold, meine junge Mitarbeiterin,“ was dem in der Nähe stehenden Mr. Godard jedesmal einen Stich gab. Bemerkte er doch ohnehin schon die von Tag zu Tag wachsende Zuneigung der Miß Dobbs zu der jungen Deutschen, deren Auftreten den übrigen Angestellten gegenüber wiederum an Sicherheit und Bestimmtheit täglich zunahm. Dicht neben sich hörte er jetzt eine Dame ihren Begleiter fragen: „Sag, Will, wer ist dieses hübsche Mädchen bei Miß Dobbs? Ich verstand den Namen nicht.“

„Ich auch nicht. Wohl eine Verwandte von ihr.“

„Unmöglich, Will. Miß Dobbs hat doch zu allen Verwandten die Beziehungen abgebrochen und ihnen grimmige Rache geschworen, weil sie

sich damals so schäbig gegen sie benommen haben, als sie vor dem Bankrott stand,“ er-eiferte sich jetzt die Dame.

„Wird ihnen heute schön leid tun,“ meinte der Gatte. „Wer wird denn da wohl mal den ganzen Mammon erben, wenn alle Verwandten ausschalten?“

„Ja, wer weiß? Vielleicht das junge Mädchen dort. Ich habe jedenfalls Miß Dobbs noch, nie jemanden so liebevoll anblicken sehen, wie sie jetzt die junge Dame ansah.“

Mr. Godard hatte bei den letzten Worten der Dame so tief aufgefeszt, daß sich die beiden Ehegatten nach ihm umdrehten.

„Ach, Mr. Godard, Sie seufzten eben so leidensvoll auf? Ist Ihnen nicht wohl?“ fragten beide zugleich den ihnen bekannten alten Herrn, als sie in sein verzerrtes Gesicht sahen.

Der wehrte jedoch rasch ab. — Die Hitze habe ihn etwas ermüdet, und im übrigen fühle er sich sehr wohl. Auf die erneute Frage der Dame nach Christine antwortete er in recht gleichgültigem Tone: „Die Sekretärin von Miß Dobbs.“

„Ach so!“ — meinte da gedehnt die Dame, und ihr Interesse für das hübsche junge Mädchen war mit einem Schlage erloschen. Sie wandte sich mit ihrem Gatten dem Inneren des Gartens zu, wo von allen Seiten Indianer oder die sogenannten half-breeds, Mischlinge, mit großer Gewandtheit die Gäste bedienten. Wie die Katzen huschten sie hin und her und boten unausgesetzt auf ihren Tragbrettern das köstlichste Backwerk, herrlich duftende Früchte und Blumen, Getränke aller Art, von der Eisslimonade bis zum perlenden Schaumwein, schwere Havannas für die Herren und zierliche Zigaretten für die Damen an. Es war ihnen selbst jedoch aufs strengste verboten, irgendein alkoholisches Getränk zu genießen, da die Folgen davon sonst für die ganze Veranstaltung hätten schrecklich werden können. Und so boten sie mit steinernen Gesichtern die Gläser mit dem eiskalten Sekt, den kostbaren Weinen und Likören den umherwandelnden Gästen an, während ihnen selbst fast die Knie wankten vor Begierde nach einem Schluck dieser für ihre Begriffe von Zauberhand zubereiteten Getränke.

Miß Dobbs behielt sie scharf im Auge, denn trotz ihrer Pflichten als Gastgeberin entging ihr nichts von dem übrigen Getriebe des Festes. Und wehe dem, der sich etwas zuschulden kom-

men ließ! Diese treuen Burschen fürchteten die alte Dame mehr als die Obrigkeit von Winnipeg, denn sie machte nicht viel Federlesens mit ihnen, wenn sie gegen ihre Vorschriften handelten. Einige von ihnen hatten schon recht kräftige Beweise davon erhalten.

Soeben war Miß Dobbs im Begriff, mit Christine und ihren Gästen nach dem Flußufer zu gehen, wo der feierliche Akt der Grundsteinlegung vollzogen werden sollte. Da vernahm man das Rattern eines Autos, das wohl noch einen verspäteten Gast brachte. Und gleich darauf stand ein großer, blonder Mann vor Miß Dobbs, schüttelte ihr derb die Hand und sagte mit treuherziger Miene: „Ich wollte zwar heute Geschäfte mit Ihnen machen, Miß Dobbs, aber wenn Sie Feste feiern, wobei ganz Winnipeg anwesend sein soll, darf vielleicht ein bescheidener Reisender aus dem Städtchen Kalgarry auch daran teilnehmen?“

„Aus Kalgarry — ausgerechnet aus Kalgarry!“ rief da Miß Dobbs spöttisch aus, „es wird mir eine Ehre sein, daß die Großstadt Kalgarry, wenn auch in so bescheidener Weise, bei der Festhandlung vertreten sei, Mr. Brown; und nun go on, ladies and gentlemen!“ Damit gab sie Mr. Brown einen freundschaftlichen Klaps mit ihrem radgroßen Fächer und trat mit einigen älteren Herrschaften den Weg zum Flusse an.

Es war ein riesig großes Gelände, auf dem die Mühlen erstehen sollten, und der Weg bis dahin währte doch einige Minuten. Geschickt wand sich Mr. Brown an den Vorangehenden vorbei, bis er an Christinens Seite stand.

„Guten Tag auch, Miß Berthold,“ redete er sie fröhlich an und drückte ihr herzlich die Hand.

„Guten Tag, Mr. Brown,“ erwiderte freundlich Christine. Sie war ordentlich froh, ihn inmitten der vielen, ihr gänzlich fremden Menschen jetzt zu sehen, denn unwillkürlich empfand sie seine Annäherung als eine Art berechtigtes Zugehörigkeitsgefühl, da sie ihn länger kannte, als alle die um sie her.

„Nun, wie geht es Ihnen weiter in Winnipeg, Miß?“ begann er sogleich die Unterhaltung.

„Ausgezeichnet, Mr. Brown.“

„Sie sehen auch wunderbar aus, Miß Berthold. Ich habe mich richtig nach Ihnen gesehnt. Glauben Sie mir das?“

„Sie waren lange nicht in Winnipeg,“ lenkte da Christine rasch ab.

„Ist Ihnen das aufgefallen, Miß?“ fragte er freudig zurück.

„Wenn ein so guter Kunde wie Sie solange wegbleibt, muß mir das doch auffallen,“ lächelte sie ihn spitzbübisch an.

„Ach so!“ meinte er enttäuscht. „Sagen Sie mal, Miß Berthold, sind eigentlich alle Menschen für Sie nur Kunden?“

„Nein, Mr. Brown, nur ein Teil davon, der andere Teil sind Waren,“ sagte sie schelmisch lächelnd.

„Ist ja reizend! Also könnte es passieren, daß Sie einen mit einem Sack Mehl oder Weizen verwechseln?“

Da lachte sie heiter auf: „Oder mit einem Stück Holz,“ ergänzte sie ihre Handelsobjekte.

Da blieb er einen Augenblick stehen und sah sie verückt an. „Sie sind doch das netteste Mädel, das ich in ganz Amerika kenne,“ sagte er tief aufatmend. Und es hatte den Anschein, als wolle er seinen Gefühlen noch deutlicheren Ausdruck geben. Da aber mahnte Christine in ihrer Verwirrung zur Eile, denn sie waren ein ziemliches Stück hinter den anderen zurückgeblieben. Sie hatte schon lange bemerkt, daß Mr. Brown bei seinen häufigen Besuchen in Winnipeg sehr oft nur ihretwegen der Firma Dobbs seinen Besuch abstattete, und Miß Dobbs neckte sie auch schon bei jeder Gelegenheit mit ihrem Freier aus Kalgarry.

„Wissen Sie übrigens, woher ich heute komme?“ fing er in eiligem Schritt wieder an.

„Ich denke, als bescheidener Reisender aus dem Städtchen Kalgarry?“

„Ganz entgegengesetzt.“

„Aus Montreal?“

„Ein bißchen weiter, nämlich aus — Hamburg.“

In diesem Augenblick rief Miß Dobbs nach Christine. Sie waren an der Stelle angelangt, wo die Grundsteinlegung erfolgen sollte.

Es erregte allgemeine und höchste Verwunderung, als Miß Dobbs jetzt Christine einen kleinen silbernen Hammer sowie einige Münzen mit den Worten überreichte:

„Als meine treue Mitarbeiterin und von heute an auch Teilhaberin an dem künftigen Werke vollziehen Sie den feierlichen Akt der Grundsteinlegung.“

Christine glaubte nicht recht gehört zu haben, als Miß Dobbs von ihr als Teilhaberin an dem Werke sprach, denn ihre kleine Einlage summe spielte bei dem Kapital, das hier benötigt wurde, gar keine Rolle.

Fast schwindelnd legte Christine Berthold die Münzen mit einer Urkunde in eine Öffnung des festgefügteten Steines, tat drei Hammerschläge und sprach, einer plötzlichen Eingebung folgend, ruhig und beherrscht folgende Worte: „Möge Gottes Segen den Bau dieses Werkes begleiten, damit es ein glückliches Gelingen werde, daran nicht nur seine Besitzer, sondern auch die Bewohner Winnipegs allezeit ihre Freude haben!“ Dann trat sie zur Seite und sah sich plötzlich von einer Schar Herren und Damen umringt, als sei sie eine Primadonna, der man zu huldigen wünschte. Ein namenloses Glücksgefühl durchströmte sie — Miß Dobbs hatte sie hier vor aller Öffentlichkeit zu ihrer Teilhaberin erklärt, hatte ihr damit einen Platz im Leben angewiesen, den sie in ihren kühnsten Träumen, wenigstens nicht so rasch, zu erreichen gehofft hatte. Sie hätte vor der alten Frau in die Knie sinken und ihr danken mögen vor aller Welt. Aber aller Augen waren jetzt auf sie gerichtet, denn mit einem Schlage war sie hier eine bemerkenswerte Persönlichkeit geworden.

Miß Dobbs drückte ihr kräftig die Hand: „Gut gemacht, Kind,“ sagte sie, „nun fort mit der Bescheidenheit und den Leuten gezeigt, was Sie für ein ganzer Kerl sind! Denn daß Sie es sind, beweist, daß Sie Teilhaberin an den Mühlenwerken der Firma Dobbs geworden sind. Also zeigen Sie diesen Puppen da ruhig Ihre ganze Überlegenheit — Miß Dobbs steht in ihrer ganzen Breite hinter Ihnen.“ Damit schob sie Christine in einen Kreis junger Damen und Herren und ging nach dem Garten zurück, um dort einmal nach dem Rechten zu sehen. Christine war keines Wortes fähig gewesen, doch in ihren feuchtschimmernden, weichen Augen lag ihre ganze grenzenlose Dankbarkeit gegen die alte Dame.

Mit einer fast zärtlichen Regung dachte diese an das eben verlassene junge Mädchen, als sie dem Festplatz zuschritt. Nun war also der Stein ins Rollen gekommen, sie hatte einem der tüchtigsten und befähigsten Menschen, der ihr im Leben begegnet war, den Weg zum Aufstieg bereitet und sich selbst eine Teilhaberin ge-

nommen. Und sie war frohen Herzens darüber, da es die rechte für sie war.

Vor ihr ging eiligen Schrittes Mr. Godard. Er hörte sie nicht kommen auf dem weichen Rasen und schien es sehr eilig zu haben. Sie rief ihn vergeblich an und sah ihn im Innern eines der Erfrischungszelte verschwinden. Gern hätte sie ihm ein gutes Wort gegönnt, da sie sein finsternes Gesicht beobachtet hatte, als sie die junge, ihm verhaßte Deutsche über ihn hinweg zur Teilhaberin der Firma ernannte.

Inzwischen kamen die Gäste vom Ufer zurück, und man begann allgemein zu tanzen. Christine wehrte nur mit Mühe den Ansturm der Tänzer mit den Worten ab: „Meine Herren, ich habe in meinem Leben noch keinen Schritt getanzt, ich verspreche Ihnen aber, es bis zum Winter zu lernen.“

„Bravo — bravo!“ schrien die jungen Herren und sofort war sie von den Mitgliedern der vornehmsten Klubs umringt, die sie baten, bei ihnen Mitglied zu werden, wo sie denn auch sehr schnell in die Künste des Tanzens, des Schlittschuhlaufens und toboggannings eingeweiht würde.

Noch gestern hätten diese Klubherren und Damen mit unendlicher Geringschätzung auf die Angestellte der Miß Dobbs herabgeblickt, wenn diese es gewagt hätte, sich nur irgendwie gesellschaftlich mit ihnen zu vergleichen.

Und es fiel Christine wirklich nicht schwer, ein Gefühl der Überlegenheit über diese jungen Menschen aufzubringen, deren Ansprüche an das Dasein wohl von jeher so grundverschieden von den ihren gewesen waren.

Neben ihr tauchte jetzt Mr. Brown auf. Sogleich gedachte sie der voran gegangenen Unterhaltung, und mit lebhafter Gebärde trat sie auf ihn zu: „Sie waren in Hamburg — oh, was gibt es da Neues? Erzählen Sie, bitte.“ Jetzt konnte sie alles hören, es konnte ihr nichts mehr anhaben, ihre Ruhe und Sicherheit nicht mehr gefährden, denn der Grundstein zu ihrem künftigen Leben war heute gelegt worden.

Da lachte er breit und behaglich auf: „Ja, da müßte ich aber doch zuerst mal wissen, was und wer die Miß dort wohl am meisten interessiert?“

„O, es interessiert mich alles dort. Sie wissen ja nicht, wie ich Hamburg und alles, was damit zusammenhängt, liebe, Mr. Brown.“

„Ei, ei, von der Seite kenne ich Sie ja noch gar nicht,“ meinte er erstaunt. „Aber ich be-

greife das sehr wohl. Eine feine Stadt! Und der Hamburger — ein smarter Geschäftsmann.“

„So waren Sie mit Ihren Geschäften dort zufrieden?“ fragte Christine mit beklemmender

artige Küche führt er übrigens, alle Achtung.“

„Waren Sie in der Alster-Villa eingeladen?“ fragte sie in höchster Spannung, denn all ihre Gedanken drehten sich jetzt um den einen Men-



Die Würfeler. Nach dem Gemälde von E. Meyer.

Stimme. Jetzt mußte sie den Namen hören, und vielleicht erzählte er auch mehr.

„Ach ja, es geht gut mit uns voran. Krüß ist zwar ein schlauer Kerl, aber Jonny Brown ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Groß-

schen und bohrten sich förmlich in das Hirn des so seelenruhig Daisenden, um nur ein Sterbenswörtchen, nur eine Erwähnung von dem Geliebten aus ihm herauszupressen.

„Ja,“ erzählte er, „ich war einen Abend mit

meinem Freund Stoewing und dem jungen Ehepaar dort."

"Mit welchem jungen Ehepaar?" fragte Christine mit verhaltener Angst in der Stimme.

"Ach so," — Brown schlug sich gegen die Stirn, "Sie wissen ja gar nicht, daß Stoewings Nichte verheiratet ist?"

"Susi ist verheiratet! Und mit wem?"

"O, sie hat einen sehr netten Mann."

"Wie heißt er — wie ist sein Name?"

In namenloser Erregung stieß sie die Worte nur so heraus. Sollte der Gatte von Susi etwa — Werner sein? Als hinge ihr Leben an seiner Antwort, so starrte sie auf seine Lippen, daß sie sprechen sollten.

"In der Hauptsache heißt er wohl Schatz und Liebling, mir wurde er aber als Ingenieur Stark bekanntgemacht," erzählte Brown voller Seelenruhe, während Christine sich vor innerer Erregung kaum mehr aufrecht erhalten konnte.

Wie erlöst atmete sie jetzt auf, und doch tauchte eine neue Angst wieder in ihr auf, als Brown zu erzählen fortfuhr:

"Und das kleine Töchterchen des jungen Paares hat sogar Ihren Namen, Christine."

"Mein Gott, Sie haben von mir gesprochen?" rief sie erschreckt.

"Nein, Miß Berthold, was Jonny Brown verspricht, pflegt er auch zu halten."

"Und bei Krüß?"

"Sie hatten mich doch gebeten, niemand zu verraten, wo Sie sind. Wie gesagt, ich pflege meine Versprechungen zu halten."

"Verzeihen Sie, Mister Brown," sagte Christine, ihm herzlich die Hand hinstreckend, "es ist ja nur die Angst, daß ich so frage. — Aber wie kommen Sie darauf, daß Susis Kind meinen Namen trägt?"

"Ganz einfach, ich fragte die junge Frau, als ich sie das Kind rufen hörte, nach wem wohl die Kleine genannt sei, da dieser Name doch nicht allzu häufig ist. Sie können sich doch denken, warum ich dies fragte!" meinte er mit innigem Blick auf Christine.

Doch Christine drängte ihn, weiter zu erzählen.

"Nun da erzählte mir Frau Stark, daß sie an ihrer besten Freundin ein großes Unrecht begangen habe, daß diese Freundin aber schon vor mehreren Jahren Hamburg heimlich verlassen und nie wieder etwas von sich habe hören lassen." Und indem er Christine fest anblickte,

sagte er: "Ich wußte ja da sofort, wer und wo diese Freundin ist, und hätte viel darum gegeben, wenn ich hätte sprechen dürfen." — "Und nach dieser Freundin habe ich mein Töchterchen genannt. Es soll mich täglich daran gemahnen, daß ich nicht eher ruhen darf, bis ich meine Christine wiedergefunden und alles an ihr wieder gutgemacht habe," so ungefähr klagte mir die junge Frau ihren Kummer. Sie hatte rasch Vertrauen zu mir gefaßt, wenn sie sich auch mein großes Interesse an dieser Begebenheit wohl nicht recht erklären konnte."

"Ein Unrecht — an mir?" Christine schüttelte nur verständnislos den Kopf. Was sollte das wohl bedeuten? Von welcher Schuld, welchem Vergehen sprach denn Susi nur? "Das ist ja seltsam — seltsam," flüsterte sie vor sich hin.

"Christine!" Brown beugte sich liebevoll zu ihr, "warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Warum verstecken Sie sich hier so weit von Ihrer Heimat, als laste eine schwere Schuld auf Ihnen? Sie wissen ja nicht, mit welcher Liebe man Ihrer dort gedenkt, wie man Ihnen helfen möchte, den Weg zur Heimat wiederzufinden. Darf ich Ihnen nicht helfen? Wissen Sie nicht, daß Sie auf der ganzen Welt keinen treueren Freund haben, als Jonny Brown es Ihnen ist?"

Jonny Browns Worte klangen so herzlich, und seine Augen blickten sie so ehrlich und gütig an, daß Christine in raschem Impuls ihm beide Hände hinstreckte:

"Liebster Mister Brown, Sie sind so gut zu mir, und alles, was Sie mir erzählen, tut meinem Herzen so wohl, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, warum ich dort alles im Stich gelassen habe, ich kann es nicht, selbst wenn Sie glauben, daß ich kein Vertrauen zu Ihnen habe. Ich muß das nun schon allein weiter tragen." —

Brown neigte ergeben das Haupt. "Ich meine es gut mit Ihnen und möchte Ihnen ja nur helfen, daß sie nicht unglücklich sind."

"O, dazu habe ich keine Zeit — ich habe hier ein so reiches Arbeitsfeld gefunden, daß es mir keine Zeit zu Grübeleien läßt," entgegnete Christine wieder ganz stark und flocht schnell die Frage ein:

"Und wie geht es Krüß?"

"Er ist nicht mehr so frisch und elastisch wie damals und war auch oft recht still und ge-

drückt," meinte Brown mit bedenklicher Miene.

„Ist er krank?“

„Das wohl nicht. Stoewing erzählte mir, daß er mit seinem Sohne großen Kummer habe.“

„Mit seinem Sohne? — Was — was ist mit dem Sohne?“ In zitternder Angst stammelte Christine die Worte hervor. Was würde sie jetzt hören? Die ganze Zeit saß sie doch hier mit Mr. Brown nur allein in der Erwartung, etwas über den Geliebten zu hören, und nun das Gespräch endlich auf ihn gekommen, bangte ihr vor dem, was er nun berichten würde.

Aber gleichmütig redete Brown weiter: „Wenn ich recht gehört habe, soll der alte Krüß vor einigen Jahren eine Liebesgeschichte seines Sohnes hintertrieben haben oder so ähnlich. Der junge Krüß hat sich das so zu Herzen genommen, daß er mit dem Vater kaum mehr spricht und ein ganzer Sonderling geworden sein soll.“

„War er an dem Abend mit Ihnen zusammen bei Krüß?“ fragte Christine, innerlich tief bewegt von dem eben Gehörten.

„Nein, denn wie mir auch Stoewing erzählte, geht der junge Mann nie in Gesellschaft und lebt ganz vereinsamt.“

Die Beleuchtung in dem kleinen Raum war schlecht, und so konnte Brown glücklicherweise nicht bemerken, wie tief erregt Christine seinen Worten lauschte. Nur als sie jetzt aufstand und sagte: „Vielen Dank auch, Mr. Brown, für alles, was Sie mir von der Heimat berichteten," da klang in ihrer Stimme ein Ton mit, daß er sie aufmerksamer ansah. Aber sie hatte sich schon wieder gefaßt und meinte: „Wir müssen nun wieder zu den andern gehen — denn Miß Dobbs wird mich vermissen, — ich würde mir sonst den ganzen Abend noch von Ihnen erzählen lassen.“

„Nichts lieber als das," dachte Brown mit tiefem Bedauern, daß diese Plauderstunde schon zu Ende war und er kein Recht hatte, sie zurückzuhalten.

25. Kapitel.

Voll der widerstreitendsten Gefühle war Christine am späten Abend von dem Feste in ihr Heim zurückgekehrt. Der glänzende Aufstiege, den ihre Laufbahn nun genommen, die damit verbundenen Ehren, die ihr sogleich von der ganzen Winnipeg Gesellschaft erwiesen wurden, dann die bittersüßen Berichte aus der Hei-

mat, — das alles war wohl dazu angetan, ein junges Menschenkind, wie sie es noch war, etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen. Noch fühlte sie ja soviel brennende Lebenssehnsucht in sich, daß ihr das Bewußtsein von des Geliebten Treue zunächst ein unendliches Glück bedeutete und das Verlangen nach ihm sie wieder stärker denn je ergriff. Doch auch mit heißem Weh erfüllte es sie, als sie daran dachte, wie elend und freudlos er sein junges Leben verbrachte in dem Schmerze um sie, die er wohl noch immer ver-zweifelt in aller Welt suchen mochte.

Lange, lange lag sie in der Stille der Nacht noch wach, nach einem Ausweg, einer Lösung suchend, wie sie sich doch noch einmal zusammenfinden könnten, die um einander so bittere Qual litten. Aber da tauchte die Gestalt der schuldbeladenen Mutter vor ihrem Geiste auf, und alle Wünsche und Hoffnungen sanken in ein Nichts zusammen. Noch war ihnen ja das Schicksal so gnädig, daß sie das Gefühl einer reinen, treuen Liebe in der Brust tragen und pflegen durften — ihre Vereinigung aber würde unbedingt dieser Liebe den Todesstoß geben. Sie sah noch immer das Gesicht des alten Krüß, wie sie ihn am letzten Tage gesehen, dieses starre, unverrückbare Nein in den Augen bei aller Teilnahme an ihr und ihrem Schmerz. Und das-selbe würde sie ja doch in den Mienen aller dort lesen, wenn ihre Lebensgeschichte durchsickerte. Das aber ertrüge sie Werners wegen nicht.

Und noch einmal wie damals, als sie floh, machte sie in dieser Nacht einen dicken Strich unter die Geschichte ihrer Liebe. Der liebe Gott, oder das Schicksal, wie man es nennen mochte, hatte ihr einen Ersatz dafür gegeben — eine Lebensarbeit. Und mit nie ermüdendem Eifer versank sie in den nächsten Wochen und Monaten sozusagen völlig in dieser Arbeit. Sie war das einzig wirkende Betäubungsmittel für sie, wenn ihre Gedanken einmal andere Wege einschlagen wollten.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Miß Berthold?“ hatte eines Tages Architekt Warris, der Bauleiter der Mühlenwerke, sie gefragt. Er war ein älterer Herr, ein Amerikaner, mit dem Christine sehr viel zu tun hatte, wodurch sich allmählich eine Art freundschaftlicher Verkehr herausgebildet hatte.

„Fünfundzwanzig Jahre. Warum wollen Sie denn das wissen?“ lächelte sie.

Doch statt einer Antwort auf ihre Frage

meinte er in ehrlicher Bewunderung: „Da müssen Sie ja bei Ihren Fähigkeiten mit vierzig Jahren wohl die reichste Frau von ganz Kanada sein.“ Und fast besorgt den Kopf schüttelnd, fügte er noch hinzu: „Ihr Deutsche seid doch ein wunderbares, aber auch gefährliches Volk. Kein Wunder, daß sich der ganzen übrigen Nationen eine Art Alpdruck bemächtigt, wenn sie die Blicke nach Ihrem Vaterlande wenden. Nichts tut der Deutsche halb — jede Arbeit verrichtet er mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die eben ihresgleichen in der Welt sucht.“

„Sonderbar,“ sagte Christine mehr für sich als zu Mr. Warris gewandt, „und doch sind wir Deutschen niemals zufrieden mit dem, was wir leisten. Kein Volk der Welt sieht vielleicht mit soviel Bewunderung auf fremde Völkerschaften und mit so wenig Nachsicht auf seine eigenen Landsleute, wie gerade wir Deutsche es tun.“

„Wieder nur zum Vorteil ihrer Arbeit, verehrte Miß Berthold, denn diese nie aussetzende Selbstkritik feuert ja die deutschen Arbeiter, gleichviel ob Hand- oder Geistesarbeiter, zu immer steigenden Leistungen und Erfolgen an, während bei fast allen anderen Völkern an Stelle der Kritik die Eitelkeit spricht. Sie sind ja von sich entzückt, selbst bei geringeren Leistungen, beunruhigen sich aber, wenn sie sehen, wie der Deutsche in der ganzen Welt eine Art Vorherrschaft einnimmt.“

„Sie sagen das so vorwurfsvoll, Mr. Warris?“

„Aber nein — nein,“ wehrte er lebhaft ab, „ich stelle nur Tatsachen fest, und mein gerechtes Empfinden zwingt mir für Ihr Vaterland eine unbegrenzte Hochachtung und für Sie selbst, meine teuerste Miß, die tiefste Verehrung auf, die ich je für einen Mitarbeiter empfunden habe.“

Stolz hob da Christine das Haupt: „Ihre Worte leuchten wie ein helles Licht in meinem Herzen weiter, Mr. Warris, ich möchte nur, daß es viele Deutsche wüßten und hörten, was Sie jetzt gesagt haben. Es würde manchem mehr Rückgrat geben anstatt des vielen Rückens und sich selbst Geringsachtens gegenüber anderen Völkern.“ Und mit verlöschender Freude im Blick: „Na, wir Deutsche sind durch dieses Sich-selbst-nie-genügen vielleicht ein gefährliches Volk für andere, am gefährlichsten aber uns selbst: denn aus dieser selben Quelle, der unsere höch-

sten Leistungen entspringen, diesem „Nie-mit-sich-selbst-zufrieden-sein,“ kommt auch unser Mangel an Nationalstolz, Selbstbewußtsein und Vaterlandsliebe, — Eigenschaften, die uns nie auf die Dauer ein großes, starkes Reich zu sein, vergönnt haben und die uns, ich fürchte es, auch bei unserem jetzigen Aufstieg kurz vorm Ziele wieder in den Abgrund der Machtlosigkeit und Knechtschaft hinabstürzen werden.“

„Nun — wenn Deutschland viele solcher Vertreterinnen wie Sie hat, so dürfte dieser Zeitpunkt allerdings noch eine Weile auf sich warten lassen,“ entgegnete lachend der Amerikaner.

„Gott gebe es!“ gab Christine ernst zurück und lenkte das Gespräch auf den Neubau, der jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm.

„Sie haben übrigens auch meinen Entwurf mit echt deutscher Gründlichkeit geprüft und mit einer Sachkenntnis Ihre gewünschten Änderungen darein gezeichnet, wie sie der erfahrenste Fachmann nicht besser hätte anbringen können,“ lobte Mister Warris sie mit freudigem Eifer.

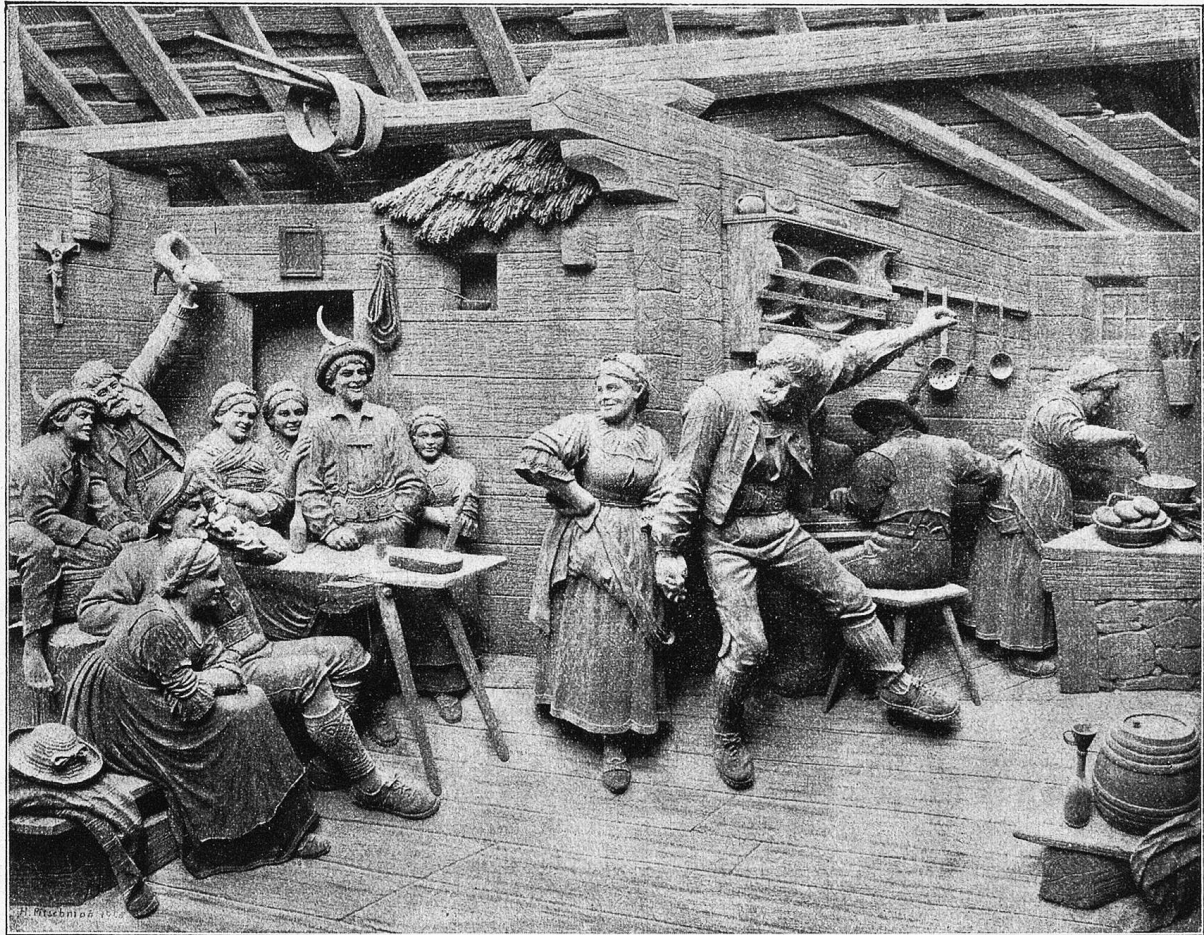
„Sie machen sich lustig über mich, Mister Warris, weil ich mich vielleicht doch zu sehr in Ihre eigensten Arbeiten mische?“

„So, lustig mache ich mich über Sie? Na, und Ingenieur Bruß und Ingenieur Miller — die machen sich wohl auch über Sie lustig? Und dabei erzählt einer dem andern von Ihren oft geradezu verblüffenden Kenntnissen über die neuesten Konstruktionen der Maschinen, die besten Bezugsquellen und was sonst noch alles. Ja, da hilft nun mal nichts, meine teure Miß. Sie müssen mir schon erlauben, Ihnen auch mal meine ganze Bewunderung zu Füßen legen zu dürfen. Man hat ja doch nicht allzu oft Gelegenheit dazu im Leben.“ Und in einer Art väterlichen Wohlwollens klopfte er ihr auf die Schulter, als er sich von ihr verabschiedete, um an seine Arbeitsstelle zu fahren. So hätte er einen Sohn haben mögen, wie diese aufgeweckte junge Deutsche, die das Leben und die Menschen trotz ihrer Jugend schon so richtig einzuschätzen wußte. Diese alte Miß Guy hat doch ein unerhörtes Glück, dachte er, und seine Gedanken waren nicht ganz frei von Neid, denn er war nicht nur einer der gesuchtesten Architekten Amerikas, er war auch ein vorzüglicher Geschäftsmann.

Miß Dobbs hatte allmählich alle mit den Mühlenwerken zusammenhängende Arbeit auf

Christinens Schultern abgeladen. „Die ganze Geschichte ist Ihr Geisteskind, nun sorgen Sie auch dafür, daß es gedeiht und vorwärtskommt!“ hatte sie gemeint und sich wieder nur den ursprünglichen Geschäften der Firma gewidmet. Aber sie hatte, auch einer Anregung des Mister Warris folgend, da Christine zuviel Zeit durch die Benutzung der Straßenbahn vergeude, eines Tages ein Auto für sie ange-

Einfall der guten Miß Dobbs, war aber voll dankbarer Freude, als sie gewahrte, daß die alte Dame ihr sogar einen deutschen Wagenführer ausgesucht hatte. Er war noch ein jüngerer Mann namens Henner, ein Thüringer, den der deutsche Wandertrieb bis hierher verschlagen hatte und der eine gleiche Freude empfand wie Christine, als er erfuhr, daß seine Herrin eine Deutsche sei.



Ball auf der Alm. Von Hans Pitschmann.

schafft. Es war ein entzückendes kleines Fahrzeug und zu Christinens höchster Überraschung derart ausgestattet, daß es den vermöhntesten Ansprüchen eines Luxusweibchens hätte genügen müssen.

Als sie das erstemal damit ausfuhr und in Muße den bequemen Klubsessel, darin sie saß, ihr gegenüber den feingeschliffenen Spiegel, daneben eine Kristallröhre mit herrlich duftenden Rosen, das kleine Mahagonischränkchen mit den silberbeschlagenen Bürsten und Kämmen besah, die alle ihr Monogramm trugen, lächelte sie vergnügt über diesen schnurrigen

„Mich selbst werden ja keine zwanzig Pferde dazu bringen, in so ein Ding zu steigen,“ meinte etwas verächtlich Miß Dobbs und blieb ihrem alten Timm und seinen braven Gäulen treu.

Es war für Christine eine große Erleichterung, daß sie nun stets in soviel kürzerer Zeit überall hinkommen konnte, denn Miß Dobbs hatte auch dem neuen Vorschlag des jungen Mädchens beige stimmt, zu versuchen, die sämtlichen kleinen Mühlen am Red River und Assiniboine-Fluß dem Dobbs'schen Werke anzuschließen und einen Mühlenkonzern zu schaffen, der alle die Bedürfnisse des ganzen kanadischen

Nordwestens befriedigen würde. Und so war Christine jetzt eigentlich ständig unterwegs.

Eines Tages erschien ganz überraschend Mr. Brown wieder in der Mainstreet und fragte dringend nach Christine.

„Was mochte er bloß von ihr wollen?“ dachte Miß Dobbs etwas beunruhigt. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen, Mr. Brown, da Miß Berthold so bald wohl nicht hier sein wird?“ versuchte sie ihn auszuforschen.

„In diesem Falle leider nicht,“ entgegnete etwas verlegen und doch erregt lächelnd Mr. Brown.

„Na, denn nicht,“ sagte sie kurz und sah ihm mißtrauisch hinterher, als er beim Hinausgehen sagte, er werde Christine schon irgendwo erreichen, denn bei der alten Dame wollte er keinesfalls warten.

Und plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über die in Unruhe und Besorgnis zurückgebliebene Miß Dobbs. „Der kommt als Freier!“ rief sie aus und schlug sich mehrmals zornig gegen die Stirn. Der Atem versagte ihr fast, wenn Christine „ja“ sagte. Und sie verlebte die qualvollsten Stunden der ganzen letzten Jahre, bis sie erfahren hatte, was Brown gewollt und was Christine geantwortet hatte.

Inzwischen war Mr. Brown beinahe zwei Stunden lang die Mainstreet auf und ab gelaufen, da er wußte, daß Christine zuerst hierherkommen würde. Als er eben wieder in tiefes Sinnen versunken am äußersten Ende der Straße angelangt war, hörte er ein Auto herankommen, achtete aber weiter nicht darauf, bis es dicht vor ihm hielt und ein lautes, fröhliches: „Guten Morgen, Mr. Brown“ an seine Ohren schallte.

„Miß Berthold — oh, oh — — —“ stotterte er vor lauter Überraschung.

„Wohin wollen Sie?“ fragte sie rasch zurück, da sie keine Zeit verlieren wollte.

„Zu Ihnen, direkt zu Ihnen, Miß Berthold!“

„Und da laufen Sie hier draußen herum?“

„Ich — ich suchte Sie, Miß.“

„Na, hören Sie mal,“ lachte das junge Mädchen, „ich war doch nicht als vermißt gemeldet, und im übrigen findet man mich doch am sichersten im Geschäft.“

„Wie Sie sehen, ist es hier draußen sicherer. Aber ich muß Sie allein sprechen, Miß Berthold — ganz dringend.“

Sofort sprang in Christine der Gedanke auf — er hat eine Nachricht aus Hamburg für mich, die wohl keinen Aufschub zuläßt. Und so sagte sie: „Ich bin in einer halben Stunde in Queens Hotel, erwarten Sie mich, bitte, dort.“

Rasch erledigte sie die wichtigsten Geschäfte und traf pünktlich bei Mr. Brown ein. Er hatte eine Nische ausgesucht, wo sie ungestört sitzen und plaudern konnten.

„Nun spannen Sie mich nicht lange auf die Folter!“ begann sie sofort und zerpflückte nervös eines der weißen Brötchen auf ihrem Teller. „Sie bringen mir gewiß eine Nachricht aus Hamburg?“

Da schüttelte Jonny Brown den Kopf: „Nein, Miß, ich hielt es nicht mehr in Kalgarry aus und bin über 30 Stunden gefahren, um so schnell als möglich hierher zu kommen und Sie zu bitten, meine Frau zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Ernst und Leichtfüß.

Die Spinne hat — in schmalem Fensterrahmen —
 ihr Netz gespannt — und ruht vom Tagwerk aus: in Gottes Namen!
 Ihr müder Leib fügt sich als fester Knoten
 in das Gewebe. — Müß'ger Neugier ist es streng verboten,
 des Wunderwerkes Fäden zu betasten
 Die Künstlerin kennt ihrer Mühe Preis: nun mag sie rasten! —
 Sorgloser Eintagsfliege leichte Schwingen
 folgen der Kühnen: fragen sie ins Netz — — Tückische Schlingen
 fesseln der Flügel Schwung, bis sie erlahmen — —
 Die Aermste fügt sich grausamem Geschick: in Teufels Namen!

Mary von Gavel.